

ABSCHIED VON PAUL ADOLF BRENNER



Nelce B 209

ABSCHIED VON PAUL ADOLF BRENNER

ARTEMIS VERLAG

[1968]

6 1968/274

Verlag



Novembertag

Ein hingehauchtes Lila hier, ein Gelb, ein Weiss,
und Rot, aufflammend, wie von süssen Lastern:
Gemisch von Frühling, Flammenmeer und Eis,
ein Fest, von dem das sanfte Blättergrün nichts weiss.
So sah ich nie novembertags die A stern . . .

Schau nicht das Schwarz, das über Wege irrt —
wohl ist November. Doch die Tage strahlen,
und die Vergänglichchen, die A stern malen
noch einmal Farben, die wie Sonnen strahlen —
und achten nicht, wie's langsam Winter wird.

Ich kann das Schwarz, das über Gräbern schwebt,
die Totenklage kann ich nicht vergessen:
mir wird ein Glück aus Farben zugemessen —
doch weiss ich beides: Glück und Schmerz, indessen
mein Geist unwandelbar in Blumen lebt . . .

Sag nur November. Sag, der Tag ist kahl,
und sprich von Särgen, reihenweis geschichtet.
Ich hab aus Blumen mir ein Haus errichtet,
darin das Leben tausend Wunder dichtet.
Und A stern blühn, als wärs das erstemal.

Sieh, wie die Sterne nachts die Farben ändern!
Ein Gelb zum Blau, ein Rot, so ungeheuer
als stürzten von den Himmeln Sodoms Feuer,
beschwichtigend und drohend, bis ein neuer
ein niegewes'ner Tag erblüht in blumigen Gewändern.

Novembernacht. Nie zauberten die Sterne
mir freundlicher ihr A sternweiss und -grün;
nie über menschen-täglichem Bemühh
sah ich aus Sternen so viel Farben sprühn:
Was auch der Winter bringt — ich lebe gerne.

Geschrieben am 10. November 1962

Wer wird an ihn denken? Heute, morgen? Das letztmal, da ich ihn sah, war beides dabei: Erschrecken und Ergriffensein. Und was immer schon zu erwarten war, das zeigte sich jetzt. Sein Blick ging nicht mehr auf das Zeug im Tag; er war zurückgebogen ins eigene Wesen. Brenner horchte nicht mehr hinaus; er schien schweigend mit der lautlosen Sprache beschäftigt, die er mit Wörtern umkreist hatte. Nun wollte er still sein. So entschieden kehrte er in sich zurück, dass das, was man die «Erscheinung» eines Menschen nennt, mehr und mehr zur Nebensache wurde. Es sah so aus, als habe er sich vom Körper verabschiedet. Dann trat man vor ihn hin, sagte ein Grusswort — und nun werde ich nicht mehr vergessen, wie er, von aussen plötzlich angeredet, aufschaute mit den fast blinden Augen und dem Frisch-Erkannten einen guten Gegengruss gab. Dann ging er weg; man fühlte, dass er rasch wieder auf seinem Schweigepfad sein wollte. Und dort fielen ihm die Worte zu, zuletzt, in denen er fassen und uns sagen konnte, was wir in seinem Umkreis spürten:

Fragmentarisch. Noch kein Verweilen.
Wie einst die Erde so leer.
Metaphern, abgerissene Zeilen,
lastende Trauer schwer.

Wo sind die Bilder, die Klänge,
Spuren der ersten Lust?
Welche Gedichtanfänge,
denen du folgen musst?

Die Blätter, beschrieben alle
unter wechselndem Zwang:
nach dem Gesetz der Kristalle
oder dem Traum entlang.

Du willst dich daran halten
zu lassen, was du verwarfst . . .
Verzichten und Neugestalten,
bis dass du gehen darfst.

In deinem Schweigen endlich,
Worte zählen nicht,
wird dir dein Tun verständlich:
Fragment — auch dein Gedicht.

Im Buch «Zwischen Traum und Zeit» steht das Gedicht «Ballspiel» — Verse, die sagen, wo Brenners Leid herkommt. Er hat nicht mitspielen können; wie ein Vergessener stand er dabei; nur wenn der Ball nebenaus ging, konnte er laufen, ihn holen und wieder ins Spiel geben — den andern: «Doch wenn der Ball dann einmal mir gehörte, / War's mir, als tät auch ich im Spiele mit.» Ballspiel, Kinderspiel wurde ihm zur Lebens-Chiffre, aus welcher er den langen Bericht des Abseitsstehens lesen konnte. Und so, als sei die Einsicht zu bitter, raffte er alles zusammen, was er an Hingabe, Mut und Zähigkeit, ja Härte hatte, und sprach sich selber Pflichten zu, von denen kaum zu sagen ist, ob sie ihn quälten oder glücklich machten. Das Feine, das Zarte, das Weiche und das Harte, Heftige, Feste rückten in seinen Worten zusammen. Sein Gedicht ist nie zum Hauch geworden, und nie war es das Zeichen eines erfüllten Augenblicks; es war immer Stufe, Uebergang, Marke am innern Weg. Brenner schrieb ein «Lied ohne Ende». Er liebte den Zyklus, die Gedicht-Folge, die Wiederholung. Und dann, im Gedicht «Judith», benannte er das Wesen dieses endlosen Lieds mit dem weitesten Namen — «Du»:

Du bist mein Lied ohne Ende,
Sang, der das Letzte verschweigt.
Du: aller Traurigkeit Wende,
Trost, der dem Dunkel entsteigt.

«Trost» kehrt wieder im Titel des Gedichtbuchs, das in die Mitte von Brenners Schaffen gehört: «Das trostreiche Antlitz.» Die Sammlung ist 1941 erschienen. In der katastrophalen Gegenwart — Krieg, Verfolgung, Tod, Gewalt — erlangte die eigene Sache den Zug des Verbindlich-Gemeinsamen: die Geliebte — «Du: aller Traurigkeit Wende» — wird zur «Namenlosen», zum Mütterlichen, zum Ort, an dem das Dasein den Hass und alles Zerstörerische zu überdauern vermag:

In den geheimen Bereichen
Trennt uns nicht Name noch Schild,
Dienen wir alle dem gleichen
Tröstlichen Antlitz und Bild.

Man muss im Werk Brenners zurückgehen, in den Anfang, zur Sammlung «Begegnungen» (sie ist 1932 erschienen), um vor Augen zu bekommen, wie sich das Erinnern, wie sich das Bild der Geliebten verwandelte, eben vom Eigenen ins grössere Gemeinsame steigerte. Ich denke an das Gedicht des Zwanzigjährigen, «Junger Tag»:

Den Garten, den ich nun betrete,
Durchschrittest Du, indes ich schlief:
Ich seh die Spur längsseits der Beete —
War es, dass ich im Traum dich rief?

War es, dass der Befreiung Kunde
Ich nicht vernahm und dass verträumt
Ich habe jene lichte Stunde,
Die liebend Du mir eingeräumt?

Soll ich hier stehn und nochmals warten,
Bis mir ein Wind Dein Lachen bringt?
Hier gehe ich durch meinen Garten,
In dem es wie Erinnern klingt . . .

Paul Adolf Brenner wurde am 29. Januar 1910 in Zürich geboren. Sein Lernweg: Primarschule, Sekundarschule, kaufmännische Ausbildung. Zwanzig Jahre, von 1936 bis 1956, führte er das Geschäft seines Vaters. Dann gab er sich ganz der Dichtkunst hin. «Dichtkunst» sagt man so. Aber bei Brenner hat das Wort einen genauen Sinn. Es gehört Handwerk dazu; die Ueberzeugung, dass man es gut oder schlecht machen kann — dass also nicht alles der Prüfbarkeit entzogen ist. Und dann noch dies: dass auch für den Schreiber bei ändern etwas zu lernen ist. Brenner, in welchem viel von Ernst, Eifer und Begeisterung des Autodidakten war, wusste es nicht nur, sondern hielt sich daran. Er hörte in der Zeit, da er heranwuchs und sich formte, die Stimme Georges, Hofmannsthals, Rilkes; bekam die Reimfunde dieser Grossen ins Ohr und den Rhythmus ihres Verses, das Strenge darin, das melancholisch Schwingende; er entdeckte dort kostbares Wortgut und lernte auch den neuen Klang des Gewöhnlichen, zum Beispiel bei Benn; und bei Trakl traf ihn die grauenhafte leise Trauer. Dem allem hielt er sich offen; aus solcher Gegend machte er sich zur eigenen Sache auf, zum eigenen Ton — und wusste und dichtete

es, dass sein Los nicht das Erreichen des Ziels, sondern das Suchen sein würde, bis dorthin, wo stehen muss:

In deinem Schweigen endlich,
Worte zählen nicht,
wird dir dein Tun verständlich:
Fragment — auch dein Gedicht.

Ich glaube nicht, dass es einer Literatur gut tue, wenn sie in einemfort vergisst, woher sie kommt und wie ihre Durchgänge gewesen sind, gestern, vorgestern. Sich-Erinnern wäre dagegen eine noble Form der Dankbarkeit: gegenüber Vorleistungen, welche die eigene Leistung mitbestimmen. Paul Adolf Brenner trug solche Dankbarkeit durch seine Tage mit.

Werner Weber

Die Zeit spricht zum Dichter:

Erreichte eine unrichtbare Mauer,
dahinter du das Ewige bewahrst,
wo du der Tage unrichtbare Tränen
geheim mit seinen stillsten Schmerzen paart.

Nicht starken kann, was du an Klageschreien
gedanken mitten in die Zeiten stellst:
Denn nicht der Saal der Lärmen und Lärmen -
der Raum der Stillen ist's, den du stellst.

Minim du der Not die kleineren Gewichte,
in deiner Händen wird das Schwere leicht;
ist's denn nicht viel, wenn eines der Lichte
wie eine Flamme den und den erreicht?

Paul Ad. Dyrenius

(Am 1. Juni 1940 geschrieben „Kleinere Gespräche“)

25. Mai 1944

Zum Gedenken

(Ansprache gehalten im Krematorium Nordheim, am 22. September 1967)

Liebe Frau Brenner, liebe Freunde,

Der Schweizerische Schriftstellerverein hat mich beauftragt, im Namen seines Vorstandes und seiner Mitglieder anlässlich des Hinschiedes unseres Mitgliedes Paul Adolf Brenner seiner verehrten Gattin und seinen Freunden in ihrem Schmerz und in ihrer Betroffenheit seine herzlichste Teilnahme auszusprechen.

Paul Adolf Brenner gehörte dem SSV seit 1932 an; er war Mitglied des Vorstandes von 1942 bis 1953, im Ganzen elf Jahre lang.

Sein Verhältnis zum SSV streift P. A. Brenner in einem Lebensabriss, den er im Frühjahr 1960 für das Buch «Schweizer Schriftsteller der Gegenwart» zuhanden des SSV verfasst hat. Er spricht sich darin auch über sein Leben und seine dichterische Arbeit aus. Wir hören seine Stimme:

Geboren in Zürich, 29. Januar 1910. Bürger von Mauren-Berg TG. Verheiratet. In Zürich wohnhaft seit 1935.

Beruf — nie erlernt. Aber während nahezu dreissig Jahren Kaufmann im väterlichen Geschäft seit Beendigung der 2. Sekundarschulklasse (1924). Nach dem Tod des Vaters (1936) zusammen mit dem älteren Bruder den Betrieb übernommen. 1957 aus dem Geschäft ausgetreten und seither als «freier» Schriftsteller tätig.

Die äusseren Daten, eingerechnet die zweimalige Verleihung des C.-F. Meyer-Preises, Wettbewerbspreise, Ehrengaben der Schiller-Stiftung, der Stadt und des Kantons Zürich —: sie sind die meist erfreulichen und für die Arbeit notwendigen Markierungen, die für mich (wozu es verschweigen?) ein besonderes Gewicht haben, weil meine Schulbildung vorzeitig abgebrochen werden musste. Dass ich mit 22 Jahren Mitglied des SSV wurde, ohne mich darum zu bewerben, gab mir Gelegenheit, aus dem Dorf, in dem ich aufwuchs und bis 1935 wohnte, heraus zu wachsen und Freundschaften zu gründen, die mir bis heute geblieben sind.

Man gehörte der Generation zwischen den zwei Weltkriegen an, die vieles von dem, was heute wieder hohen Kurswert besitzt, über Bord warf oder bekämpfte. Pazifist zu sein, galt zu jener Zeit weder als Feigheit noch als Defaitismus. Zu Anfang der Dreissigerjahre gab es Dienstverweigerer-Prozesse: der bekannteste, gegen den

Dichter Albert Ehrismann, sah als Verteidiger meinen geliebten Lehrer Traugott Vogel. Ein nicht konformistisches Denken und Handeln dominierte, so wie es eine Lyrik der Abseitigen gab. Der Aufbruch in Neuland, zu dem jede lebendige Jugend sich anschickt, fiel für uns zusammen mit der geistigen Neuorientierung in Europa. Man war jung genug, zwischen den Aufführungen der «Dreigroschenoper», Vorträgen über das Bauhaus Dessau und Protestkundgebungen gegen die Verurteilung Saccos und Vanzettis dennoch in den Gedichtbüchern Hofmannsthal, Rilkes und Georges sich zu ergänzen.

Zwei Reisen nach Dalmatien, längere und kürzere Aufenthalte in Paris und in der Provence, bewahrten mich davor, in meinem unfreiwillig ausgeübten Beruf als Kaufmann zu erstarren. Meine ersten Gedichtbücher schrieb ich unterwegs in Eisenbahnzügen, Wartesälen, in Cafés und billigen Hotelzimmern. Vieles von dem, das ich bis ungefähr 1938 publiziert habe, trägt deutlich die Zeichen des Unsteten und einer Zeit, die wirklichkeitswach und spannungsgeladener war als die heutige. Während man in Zürich den ersten Dichtern der Emigration begegnete und uns Ignazio Silone aus «Fontamara» vorgelesen hatte, fielen die Bomben auf Guernica.

Als ich begriff, dass mit Verseschreiben die schiefen Verhältnisse, in die das ermüdete, zerwühlte Europa geriet, nicht zu ändern waren, stand ich mit meiner Arbeit dort, wo man nicht mehr an Eingebung und «blaue Stunden» glaubt. Fragt man mich, warum ich trotzdem Gedichte mache, so muss ich antworten: Um mich in das zu verwandeln, was anscheinend meiner innersten Natur entspricht.

Dieser Lebensabriss datiert vom 29. Februar 1960. Es ist für Paul Adolf Brenner bezeichnend, dass in diesem Schriftstück, das für die Öffentlichkeit bestimmt war, ein ganzer Bezirk seines Lebens — der Bezirk seiner Leiden — nicht berührt wird. Ueber diesen Bereich lässt er sich in einem anderen Schriftstück vernehmen, einer internen, vertraulichen Akte, die wir im Archiv des SSV vorgefunden haben.

Zu meinen Gedichten: . . . Mit 1946 beginnt eine meinen Nacharbeiten höchst ungünstige Zeit: Die drohende Erblindung beginnt akut zu werden. Im Herbst und Winter 1947/48 und 1948/49 unterzog ich mich zwei Augenoperationen (Prof. Dr. Marc Amsler, Zürich). Die letzte Operation (Dezember 1948) führte zu einer schweren Blutung des linken Auges, und die sofort eingeleitete Nachoperation (sie dauerte mehr als 4 Stunden) konnte die vollständige Erblindung des

linken Auges nicht mehr verhindern. Im Frühjahr 1949 begab ich mich neuerdings für 3 Wochen in die Augenklinik, da sich am rechten, ebenfalls operierten Auge eine Iris-Entzündung eingestellt hatte, die nicht ambulant behandelt werden konnte. Um dieses Thema abzuschliessen: ich arbeite seit Frühjahr 1949 sowohl tagsüber im Bureau, wie auch des Nachts äusserst mühsam, und lesen kann ich nur noch unter Zuhilfenahme einer starken Lupe.

Man hat mir den Vorwurf gemacht, dass ich zusammen mit meinem Bruder ein Geschäft führe, und weiter: dass ich trotzdem nicht auf die Nachtarbeit an meinem Schreibtisch verzichte. Man wirft mir vor, dass eine Schlafzeit von 01 bis 06 nicht ausreiche und nicht nur meine Augen, sondern auch meine Nerven ruinieren werde. Natürlich sehe auch ich diese Gefahren: aber ich muss ihnen aus eigener Kraft und nach dem Gesetz meiner eigenen Möglichkeiten zu begegnen suchen. Ich erarbeite mir tagsüber ein Einkommen, gegen das jeder Staatsbeamte niedrigster Besoldungsklasse sich auflehnen würde. Ausser den Verpflichtungen meiner Familie gegenüber, habe ich noch solche finanzieller Art gegenüber meiner schwerkranken Mutter. Dass ich unter den oben beschriebenen physischen Erschwerungen Mühe habe, mein Brot zu verdienen, ist offenbar und braucht nicht bewiesen zu werden.

Gespentisch, wenn nicht böswillig, ist für mich auch der Vorwurf, der mir oft zu Ohren kam, dass ich «Fabrikbesitzer» und «Kapitalist» sei! Das kleine Unternehmen, das ich unter schwersten Umständen 1936 zusammen mit meinem Bruder nach dem Tod meines Vaters übernahm, war mir die einzige reale Verdienstmöglichkeit. Kein privater, viel weniger noch ein staatlicher Betrieb würde einen halbblinden Dichter als Arbeitskraft einstellen.

Ein Dichter, der ohne Hoffnung auf eine entscheidende Besserung seiner Gesamtexistenz *dennoch* Nacht für Nacht an seinem Werk arbeitet, weil er in diesem die einzige ihm mögliche Realisation seines Lebens sieht, mag in dieser Zeit der phantastischen Realitäten als hochmütig angesprochen werden. Wie aber soll, wer durch alle Demütigungen hindurchgegangen ist, die mir nie erspart blieben, — wie aber soll da einer nicht versuchen, den Mut zu bewahren, um sich nur dort demütigen zu lassen, wo Demut Mut braucht: in der immerwährenden Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner Arbeit.

Zürich, den 16. November 1950

Das war intern und vertraulich, unter Kollegen, ausgesprochen. Wie wenig Paul Adolf Brenner diesen Bereich seiner Leiden und Sorgen anderen aufdrängte, das

hören Sie nun aus dem, was ich mir als persönliches Bekenntnis aufgezeichnet hatte, bevor mir diese Akten zu Gesicht gekommen waren.

Paul Adolf Brenner kannte ich seit Ende der Zwanzigerjahre, also seit nahezu vierzig Jahren. In dieser langen Periode finde ich in meiner Erinnerung stets das gleiche Bild von ihm: Ein Mensch von schöner Herzenswärme, stets bewegt, mitteilksam, gesprächig, auf eine heitere, angeregte Weise immer unterhaltend. Ich erinnere mich an seine langen Telephongespräche, an seine milde, sonore Stimme, an deren liebevollen Tonfall; an seine stets sich vergessende, stets auf den anderen eingehende Art. Aus der Zeit, in der er noch viel durch die Schweiz reiste, brachte er von diesen Kreuz- und Querfahrten die vergnüglichsten Geschichten nach Hause; denn er kam mit jedem leicht ins Gespräch; stets auf den Menschen eingestellt, interessierte er sich für jedes Schicksal, für die kleinste Begebenheit, wenn sie nur charakteristisch war. Er wusste Menschen gut zu schildern, wusste Sprechweisen nachzuahmen; er hatte einen ausgesprochenen Sinn für die köstliche Kleinigkeit, für die bezeichnende Nebensache, für das typische Detail, für das Humoristische. Auf eine Art, die ich sowohl leidenschaftlich als auch launig nennen möchte, war er mit einer grossen Anzahl von Menschen verbunden, die um ihn und mit ihm eine starke Welt bildeten, die ihn trug, die ihn stützte.

Ein immerfort bebender Mensch. Frohmütig, verbunden und verbindlich, teilnehmend, mitfühlend, war er auch immerfort über etwas entrüstet. Diese Entrüstung war immer leidenschaftlich, aber nie gehässig, vor allem nie von einem persönlichen Groll eingegeben; sie war von einem Lachen begleitet, sie hatte Farbe des Humors. Ich sehe ihn noch, wie er mit leicht zurückgeworfener Stirn, vorgeschobenem Kinn, sprechenden Lippen, hohen Jochbögen, die Augen hinter den Brillengläsern dauernd in Bewegung, so wie auch seine Mienen lebhaft wechselten, erzählt, staunt, lacht, sich empört. Aber immer liebevoll, nachdenklich, gescheit, so als sage er: «Hör doch, was diese armen Menschen sich wieder ausgedacht haben! Nein, das geht doch wirklich über alle Grenzen! Aber wie dumm es auch ist, etwas menschlich Merkwürdiges, etwas nahezu Lustiges, zum Verzweifeln Lustiges, ist auch in dieser Dummheit enthalten. Seltsam, seltsam!»

Staunen, Lachen, Entrüstung. Es gehörte bei ihm zur Entrüstung das sich Wundern. Und zu seinem Staunen gehörte das Lachen, und zu seinem Lachen das Staunen.

Und was brachte ihn auf? Unmenschlichkeit, Herzlosigkeit, Engstirnigkeit. In einem kurzen Nachwort, das er zum Buch eines Freundes schrieb, finde ich die Worte, in denen er sich ausgesprochen hat: «Bewahrung menschlicher Sehnsüchte

und Träume — mutig bekennende Tat — die Gewissenssache des Herzens — Friede, Freiheit und Gerechtigkeit — der Traum eines gütigeren und weisen Menschengeschlechts — die Träume und Sehnsüchte der Menschen — brüderlich prüfend und nachdenklich — die leidzerwühlte Erde der unvergänglichen Hoffnungen.»

Jedes dieser Worte zeichnet Paul Adolf Brenner. In diesem kurzen Prosastück kehrt das Wort «Träume» dreimal wieder; das Wort «Sehnsüchte» zweimal; und das Prosastück klingt aus mit dem Wort «Hoffnungen.»

Träume, Sehnsüchte, Hoffnungen — in diesen drei Worten ist Paul Adolf Brenner ganz enthalten.

Ein solcher Dichter ist nicht modisch, nicht esoterisch, nicht preziös. Seine Lyrik ist ungesucht, natürlich, einfach. Sie ist nicht ein Kunststückemachen von Literat zu Literat, sie ist ein Sprechen von Mensch zu Mensch.

Ich glaube, ein Wort hat er selten gebraucht, das Wort «tapfer». Und doch, wie kennzeichnet ihn dieses eine, von ihm gemiedene Wort. Er war zuletzt so schwächling, so abgezehrt, so schmal geworden; und doch wie tapfer blieb er bis zuletzt; wie tapfer hat er sich gegen seine Erblindung gewehrt, wie hat er sich doch mit Hilfe von Sprechapparaten — Radio, Tonband — mit dem Weltgeschehen in Verbindung zu halten versucht. Wie tapfer sprach er sich über seine grimmigen Migränen aus, etwa im Ton: «Lausig, lausig, lieber Freund!» Und damit meine ich: nie klagend, nie mit Selbstmitleid, nie so, dass dem Freund hilflose Betrübnis davon hinterblieben wäre. Er verlor nie den anderen aus dem Sinn, er vergass nie das Du. Paul Adolf Brenner war ein stark ausgeprägtes Ich, er kannte seinen Wert, er stand zu sich selbst; aber es war kein hochmütiges, es war ein gütiges Ich für jedes andere Du.

Von Freunden ertrug er fachliche Kritik. Eines Abends, zu Beginn der Vierzigerjahre, trafen wir uns zufällig im Dézalay. Wenige Tage vorher hatte er mir eines seiner Gedichte zugestellt. Ich sagte ihm aufrichtig, zwei Verse in diesem Gedicht schienen mir in dieser ersten Fassung noch nicht geglückt. Er hörte sich das an und fand, ich hätte recht. Er schenkte sich Wein ins Glas, und wie er dann so vor sich hin sann, konnte ich zusehen, wie bei ihm die neuen Verse entstanden. Im Weisswein, den er frisch eingeschenkt hatte, bildete sich ein Stern; er wies darauf und sagte: Hier, hier sind meine zwei Verse.

Dieses Gedicht möchte ich Ihnen vorlesen. Es enthält eine Huldigung an einen lieben Menschen:

Wenn ich im Wein die Welt vergass,
vergass die Welt auch mich;
doch nie, wenn ich betrunken sass,
verleugnete ich dich.

So, wie der Stern in meinem Glas
aufstieg und dann verblich,
erschien mir oft dein Antlitz, das
dem Bild des Engels glich.

Und deine Stimme sprach zu mir,
du hättest mich noch gern;
und selig lächelnd grüssten wir
uns über Träume fern . . .

Paul Adolf Brenner ist von uns gegangen: ein frohgemuter Mensch, der sich viel quälte, der viel gelitten hat, der vom Schicksal nicht gut behandelt wurde, der sich aber mühte trotz allem, unermüdlich mühte; ein liebender, bebender, brennender, tapferer Mensch. Wir werden ihn nie vergessen, in Gedanken werden wir ihm noch oft begegnen. Ich verabschiede mich nicht von dir, Paul Adolf Brenner. Denn du bleibst, uns allen.

R. J. Humm

Abschiedsworte bei der Abdankungsfeier

Was sagt man, wenn man weiss, dass an das, weswegen wir uns hier eingefunden haben, kein Wort heranreicht? Vor das Unausdenkbare und Unnachfühlbare sind wir gestellt, und wie sehr wir auch daran deuten und rätseln — berichten können wir nie von des andern, des aus der Zeit Hinausgetretenen Erfahrung, berichten können wir immer nur davon, wie es sich spiegelt in uns.

Nur der ist weise,
den auch die Nacht
der langen Reise
nicht irre macht.

So schrieb 1932, in seinem ersten Gedichtbändchen, noch an Hermann Hesse angelehnt, der junge Paul Adolf Brenner, im Formalen sicher, bereits eingeweiht, im ganzen jedoch in der Nähe des Leitbilds. Etwas epigrammatisch, überhöht, so wie man sich ausdrückt, wenn man weniger aus dem Eigenen schöpft, als sich Fremdes bestätigt, setzt das Gedicht ein. Persönlicher, weniger in der Sicherheit einer Ueberzeugung als in der Schweben einer Hoffnung, ins Menschlichere abgewandelt, klingt es aus:

Ja, der ist weise
und kennt die Nacht,
den diese Reise
nicht müde macht.

Und das ganze kurze Lied lautet so:

Nur der ist weise,
den auch die Nacht
der langen Reise
nicht irre macht.

Der jede Stunde
die seine nennt
und der die Runde
des Schicksals kennt.

Der selbst Getriebe
und Achse ist —
und doch die Liebe
niemals vergisst.

Ja, der ist weise
und kennt die Nacht,
den diese Reise
nicht müde macht.

Ahnte etwas in ihm, woran er da rührte, als er das Gedicht, beinah im Tonfall eines andern, so hinschrieb? Wusste etwas in ihm, dass das, was das Lied als erstrebenswert ausdrückt, ihm selber nicht verstattet sei, dass es für ihn zwar einmal überaus lange und nicht nur gleichnishaft Nacht sein würde, dass er aber schliesslich nicht weise, sondern müde, zum Sterben müde ans Ziel gelangen werde? Dass einige seiner letzten Sätze, mit Mühe innen angesammelt, der Schwäche abgerungen und nach aussen gegeben, einige der letzten Mitteilungen über das, was ihm widerfuhr, gerade dies auszudrücken versuchen würde? «Ich sehe jetzt überhaupt nichts mehr» und «Wisst, ich bin einfach so müde». Ging es damals, so früh schon, um Beschwörung, in Abwehr gerichtet gegen jenes Unenthüllte, das noch kaum hervortrat und doch bereits entworfen war: gegen sein Schicksal?

Wir wissen es nicht. Wir wissen so wenig von den Menschen, selbst von jenen, die sich mitzuteilen vermögen, und in keiner andern Stunde wäre es so anmasslich wie in dieser, wenn wir täten, als wäre das, was wir aussprechen, und das, was wir unausgesprochen lassen, mehr als ein Tasten, ein Versuch. Als Tasten, als Versuch nehmen Sie bitte meine Worte!

Paul Adolf Brenner führte ein angespanntes, angestregtes Leben. Auf Ruhe im Erreichten, auf Abstieg unter das einmal gesicherte Niveau, auf freundliche Wiederholung in der Rückschau war es nicht eingerichtet. Es war eine Sache der Anspannung, der Bewusstheit, in einer Zeit aufgelockerter Formen mit sich selber streng zu bleiben und beispielsweise ausgerechnet und immer wieder, in ganzen Zyklen, Sonette zu schreiben. Ahnt man, bei aller Achtung vor der sprachlichen Zucht, wie bedrohlich, wie befestigungsbedürftig jemand das Ungeformte, den Lebensstoff erfahren haben muss, wenn er ihn in derart anspruchsvoller Fassung zu sichern versucht, um sich wenigstens für den Augenblick des Erreichens erleichtert, entspannt, vielleicht sogar glücklich zu fühlen? Wirkt da nicht die Hoff-

nung, das besser Geformte halte länger, nicht für den Leser — wann dächte ein Lyriker bei der Arbeit je ernsthaft an den Leser? —, sondern für ihn selber?

Ich weiss, dass ich den schwanken Boden der Auslegung vollends betrete, wenn ich annehme, Paul Adolf Brenner habe schon verhältnismässig früh geahnt, dass er irgendwann einmal aus dem Glauben an die Sicherungsmöglichkeit des Ungesicherten durch die anspruchsvolle Form, aus dem Glauben an die Ordnungskraft des Wortes hinausgeführt werden und dass er schliesslich das Leben auch noch ohne das Königsrecht des Dichters, zu sagen, was er leide, als Mensch ohne alle Auszeichnung und Bevorzugung zu bestehen haben würde.

Auf den Weg des Verzichtes sah er sich ja von Kindheit an verwiesen, und es käme einer Beschönigung gleich, wenn man sagen würde, er habe diesen Verzicht immer willig geleistet. Selbst im Antlitz des Toten klingt noch etwas von einem wegwerfenden Trotz an, mit dem er sich in guten Stunden im Gespräch auf die Seite des Geistes gegen den unwilligen Körper stellte; aber es gab eben nicht nur diese hochgemuten Stunden.

Dass ihn zunehmende Erblindung unaufhaltsam von der Welt des Sichtbaren, des Formenreichtums ausschloss, wissen wir alle. Nur war es nicht die gnädige, die gefasste Blindheit, wie er sie — war es abermals Beschwörung gegen das eigene schlimmere Ahnen? — in den «Dalmatinischen Sonetten» im Gedicht über einen Blinden zeichnet. Dort heisst es nämlich:

Er am Rande der Gefahren
braucht nicht Masken, schöne Lügen;
denn in seinen Dunkelheiten
trägt er, was wir nicht ertragen.

Ueber alles Versagen des Körpers hinaus traf ihn jedoch das Versiegen des Schöpfer-tums. 1959 erschien «Dein Abendbuch»; es folgten noch ein paar Einzelstücke im Privatdruck; dann begann sich der Verdacht einzuschleichen, es möchte sich bei der Reglosigkeit im Bereich der schöpferischen Quellen nicht mehr nur, wie früher, um eine Zwischenzeit handeln. Zweimal, in aufgeschlossener Stunde, rührte ich daran. Er war nicht unwillig; aber beidemale wehrte er ab und sagte, wir würden ein andermal darüber sprechen. Beidemale fragte er auch, ob ich den Brief des Lord Chandos von Hugo von Hofmannsthal kenne. Den müsste ich vorher noch lesen.

Sie erinnern sich an das ausgewogene, in ungläubiger Verwunderung und in Er-

gebenheit verschwebende Stück Prosa von unanfechtbarem Anstand, eben jenen Brief, den der Lord an seinen Freund Francis Bacon richtet, um ihm zu erklären, warum ihn — wie er sich ausdrückt — ein ebensolcher brückenloser Abgrund von den scheinbar vor ihm liegenden Arbeiten trenne wie von denen, die hinter ihm lagen. Da heisst es von dem Augenblick, in dem der Lord einen Brief Francis Bacons mit der Frage nach neueren Arbeiten empfängt:

«Ich fühlte in diesem Augenblick mit einer Bestimmtheit, die nicht ganz ohne ein schmerzliches Beigefühl war, dass ich auch im kommenden und im folgenden und in allen Jahren dieses meines Lebens kein englisches und kein lateinisches Buch schreiben werde . . . : nämlich weil die Sprache, in welcher nicht nur zu schreiben, sondern auch zu denken mir vielleicht gegeben wäre, weder die lateinische noch die englische noch die italienische und spanische ist, sondern eine Sprache, von deren Worten mir auch nicht eines bekannt ist, eine Sprache, in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen und in welcher ich vielleicht einst im Grabe vor einem unbekanntem Richter mich verantworten werde.»

Hat da wirklich Hofmannsthal stellvertretend für Brenner gesprochen? Oder war es nur die letzte Versuchung des Ausweichens in eine Maske, eine Identifikation? Im Bereich des unausweichlich Auferlegten, des Durchzustehenden — so wusste er wohl — ist keine Stellvertretung möglich.

Unter den Gedichten, die 1956 unter dem Titel «Bilder und Schatten» als Privatdruck erschienen, sind einige, die Brenner noch bis in diesen Sommer hinein für eine Wiederanknüpfung und Uebearbeitung vorsah.

Zerbrochen, von welchen Gewalten — wer kennt sie? —
liegen, die einst mir getreulich gedient,
Leier und Harfe.
Zerschlagen in Stücke, ich seh es. Ich seh's
mit dem entsetzten Blick des Beraubten.

So heisst es in einem davon, und erlauben Sie mir, dass ich Ihnen das ganze lese. Wir spüren, wo es möglicherweise etwas zu verbessern gegeben hätte, aber das Verbesserungsbedürftige ist ein Nichts gemessen an dem, was das Gedicht — eines der wenigen, in denen Brenner auf Reim und strenge Metrik verzichtet hat — anzurühren versucht.

Vieles starb mir zu früh und vieles
trug ich zu lange im Herzen verwahrt.
Die ich zurückhielt unter dem Ansturm
drängender Tage und hämmernder Stunden,
ihr, meine ungesungenen Lieder und Worte:
nun, schon die Nacht naht, geht ihr mir auf
im kahlen Gebirg tödlichen Schweigens . . .
(So, in den nächtlichen Gärten vor Split,
sah ich die Aloe blühen und Nelken:
Schönheit, zu niemandes Ruhm,
in der Umarmung des Todes.)

Zerbrochen, von welchen Gewalten — wer kennt sie? —
liegen, die einst mir getreulich gedient,
Leier und Harfe.

Zerschlagen in Stücke, ich seh es. Ich seh's
mit dem entsetzten Blick des Beraubten.
Alle singenden Saiten zerrissen — alle!
Eine der dunkel tönenden nur,
diese nur blieb mir:
die sich zur Sturmzeit im Baume verding
und manchmal noch aufklingt zur Nacht,
wenn von den Bergen die eisigen Winde
sirren im Schweigen der Steine.

Fremd noch, als träten aus Gräbern
Stimmen von Toten, mir zu erzählen,
was sie im Leben verschwiegen,
steigt ihr empor: verlorne Gesänge,
ausgehalten vom Ton einer letzten,
hängenden Saite, die nachklingt:
Lieder, zu niemandes Ruhm,
schön im Erinnern und nah dem Vergessen:

sterblich, wie jedes Gedicht,
fremd dem erschrockenen Herzen —
nah nur dem horchenden Ohr.

Wer ist zu bedauern, wer zu beneiden? Jener, der bittet: «Wollest mit Freuden und wollest mit Leiden mich nicht überschütten» oder jener, der ausruft: «Einmal lebt ich wie Götter, und mehr bedarfs nicht»? Ich weiss es nicht, möchte es nicht wissen müssen.

Krankheit, Verzicht, Abnahme der Kraft, Verstummen gegenüber den Freunden, immer tieferer Rückzug nach innen — haben sie Paul Adolf Brenners letzte Lebensjahre einzig bestimmt? Zwei Mächte haben durchgehalten; die eine durfte er bis zum Ende täglich erfahren, die andere gab er so lange wie möglich nicht preis: Liebe und Geist. Er empfing Liebe; sie war ihm mehr als nur ein Entgelt für alles, was ihm an Entbehrung auferlegt war; sie war das, was ihn hielt und ihm Mut gab. So weit und so lange es sein Leiden zuließ, hielt er sich auch an den Geist. Mit dem Beistand seiner Frau, die ihm, nach der Arbeit noch, vorlas, beispielsweise das Riesenwerk, Thomas Manns Josefs-Romane, vorlas, und mit der Hilfe von Radio und Tonbändern der Blindenhörbücherei nahm er am Leben teil, wobei er nie nur empfing, sondern das Empfangene durchdachte und im Gespräch, in den langen Telefongesprächen seiner Vormittage, der Bestätigung oder dem Widerspruch aussetzte. In einer Zeit, in der die Möglichkeiten des Geistes hohnvoll vernachlässigt, täglich in billigster Münze gehandelt oder ungenutzt liegengelassen werden, bleibt seine kritische, im Wesen jedoch nie angezweifelte Ueberzeugung von der Bewährungsmöglichkeit des Menschen im Geist ein Beispiel, das nicht vergessen werden sollte.

Und nun ist der Augenblick da, in dem die Werke aus ihrer zeitlichen Abfolge heraus- und nebeneinandertreten, nicht mehr eines abgelöst und überholt durch das andere, sondern alle gleicherweise gerechtfertigt durch das Leben. Paul Adolf Brenners Lyrik wirkt allerdings nur dann weiter, wenn wir ihr nicht nur Fortdauer wünschen, sondern ihr diese Fortdauer durch unsere eigene Anteilnahme sichern. Brenner hat, ähnlich wie seine Freunde Albert Ehrismann und Hans Schumacher, sein Werk unter widrigsten Umständen veröffentlichen müssen. Zuerst waren die Grenzen zum grossen deutschen Sprachraum geschlossen und nachher war eine Arbeitsweise, die das Experiment in die Werkstatt verbannt, die Arbeitsspuren, nach Gottfried Kellers Anweisung, vernichtet und nur die Leistung, das Ergebnis

freigibt, nicht mehr gefragt. Es ist jedoch ein Aberglaube der Bequemlichkeit, anzunehmen, es gebe immer nur *einen* Zeitstil, nur *ein* gerade mögliches künstlerisches Verfahren. Niemand von uns weiss, ob die Dinge letzten Endes über alle Fassbarkeit hinaus schwierig sind oder ob sie sich, wenn man sie nur lange genug überdenkt, schliesslich als einfach enthüllen. Wie sollte es da einen Stil geben, der einzig und ausschliesslich zutrifft? Jeder, der an irgendeiner Stelle ein waches Leben führt und genau davon kündigt, verkörpert eine Möglichkeit unserer Zeit. Wer als Empfangender auf ihrer Höhe sein will, muss sich die Offenheit erwerben, sie an vielen Stellen zu erfahren.

Im Gedicht «Kind unserer Zeit» hat Paul Adolf Brenner festgehalten, welcher Begrenzung er sich bewusst war und welchen Massstab er an sich selber gelegt wissen wollte:

Und legt ihr ein Wort das ich sprach auf die Waage,
blickt weg von dem Buch in mein Antlitz: ich trage
ein Mal auf der Stirne — das Zeichen der Zeit

Hans Reutimann

MIT GENEHMIGUNG DER
AUTOREN WERNER WEBER, R. J. HUMM UND HANS
REUTIMANN ZUM GEDENKEN AN EINEN FREUND UND
DICHTER. ZEICHNUNG MAX TRUNINGER, TYPOGRAPHIE HEINRICH
KÜMPEL, DRUCK ROBERT HÜRLIMANN



